

(Nachdruck verboten.)

28]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Es mußte eine Frau sein, die alles ausbessern und es innerhalb der vier Wände ein bißchen gemütlich machen konnte, und ein Arbeitsmensch mußte sie vor allen Dingen sein. Wenn sie ein klein wenig Geld hatte, so konnte das ja auch nicht schaden, aber darauf durfte es nicht ankommen, wenn nur die Gesinnung gut war. Karna würde nach jeder Richtung hin gepakt haben. Vasse wie auch Belle hatten immer viel für sie übrig gehabt, seit damals, als sie Pelle aus dem Klauen des Eleben errettete; aber es war ja nichts mit ihr anzustellen, solange sie den Kuller hatte. Die Zeit würde es lehren; vielleicht kriegte sie den Gebrauch ihres Verstandes wieder — oder auch, es zeigte sich irgendetwas anderes.

„Dann gibt es des Sonntags Kaffee im Bett!“ sagte Pelle entzückt.

„Ja, und am Ende schaffen wir uns ein kleines Pferd an und laden ab und zu Oheim Kalles zu 'ner kleinen Ausfahrt ein,“ fügte Vasse feierlich hinzu.

Jetzt war endlich Ernst daraus geworden. Am Abend waren Vasse und Belle beim Kaufmann gewesen und hatten Tafel und Griffel gekauft, jetzt stand Belle in der Stalltür mit pochendem Herzen, die Tafel unterm Arm! Es war ein reifalter Oktobermorgen, aber der Junge hatte einen ganz heißen Kopf nach dem Waschen; er hatte seine gute Sache an und war mit Wasser gekämmt.

Vasse trippelte herum, bürstete hier und da mit seinem Aermel und war noch verlegener als der Junge. Belle war in bedrängten Verhältnissen geboren, war über die Taufe gehalten und mußte von klein auf sein Brot verdienen — alles genau so wie er selber. Insofern war kein Unterschied zu entdecken, es hätte ebensogut Vasse noch einmal wieder sein können, von den Klapphören und der Glückslocke in der Stirn bis zu der Art und Weise, wie der Junge die Knöchel gegeneinanderscheuerte und seine Hosen unten verschliff. Aber dies hier war etwas strahlend Neues. Niemals hatte Vasse selber oder einer von den seinen die Schule besucht, das war etwas Neues, das in das Bereich der Familie eindrang, eine Gnade des Himmels war es, die ihm selbst und dem Jungen widerfuhr. Er fühlte es wie eine Verschiebung nach oben, das Unmögliche kam in sein Reich, was konnte nicht alles aus einem Menschen werden, der Büchergelehrsamkeit besaß. Man konnte Handwerksmeister, Schreiber, ja vielleicht gar Schulmeister werden.

„Paß nu aber auch gut auf die Tafel auf, damit sie nich ingwei geht!“ sagte er ermahmend. „Und sieh zu, daß Du den großen Jungen aus dem Wege gehst, bis Du mit ihnen fertig werden kannst. Aber wenn einer Dich durchaus nich in Frieden lassen will, dann sieh Du zu, daß Du zuerst losschlägst! Das nimmt den meisten die Lust, noch dazu, wenn Du tüchtig zuhauft; wer zuerst schlägt, schlägt zweimal, sagt ein altes Sprichwort. Und dann mußt Du gut zuhören und Dir alles, was der Lehrer sagt, gut hinter's Ohr schreiben; und wenn Dich jemand hinter seinem Rücken zu dumme Streiche und Lustbarkeiten auffordern will, dann sollst Du Dich nich draus einlassen. Und vergiß auch nich, daß Du ein Taschentuch hast und brauch nich die Finger, denn das is nich angesehen. Aber wenn es keiner sieht, kannst Du das Tuch gut sparen, versteht sich — um so länger hält es vor. Und nimm auch Deine gute Sache in acht. — Sollt Dich die Madam des Uhrers zum Kaffee einladen, dann mußt Du nich mehr als ein Stück Kuchen nehmen, daß Du das weißt.“ Vasses Hände zitterten, während er sprach.

„Das tut sie gewiß nich,“ sagte Belle ziemlich überlegen. „Ja, ja, dann geh nu man, daß Du nich zu spät kommst — noch dazu den ersten Tag. Und sollt Dir irgend ein Stück Werkzeug fehlen, dann mußt Du es gleich sagen, daß wir es anschaffen — so arm sind wir auch nich, daß wir uns Lumpen lassen brauchen.“ Vasse schlug sich auf die Tasche; aber der Schlag hatte keinen rechten Klang. Pelle wußte

recht gut, daß sie kein Geld hatten — sie hatten Tafel und Griffel auf Kredit gekauft.

Vasse stand da und sah dem Jungen nach, so lange er ihn sehen konnte. Dann ging er an seine Arbeit, die darin bestand, Kapskuchen zu zerstampfen. Er schüttete sie in ein Gefäß zum Weichen und goß Wasser darauf, während er leise vor sich hin sprach.

Es klopfte an die äußere Stalltür und Vasse ging hin, um zu öffnen — es war Bruder Kalle.

„Guten Tag, Bruder!“ sagte er mit seinem vergnüglichen Lächeln. „Gud, hier kommt der Maffeder aus Stenlöse.“ Er wackelte auf seinen Obeinen herum, und sie begrüßten sich herzlich. Vasse war entzückt über den Besuch.

„Es war neulich so gemütlich bei Euch!“ sagte er und faßte den Bruder um das Handgelenk.

„Das is sonst schon recht lange her, aber nu guckt Ihr woll bald mal einen Abend ein? Großmutter hat ein Auge auf Euch beide geworfen.“ Kalle stand da und blinzelte so verschmüht.

„Was macht denn das alte Wurm, hat sie sich von den Geschichten mit dem Auge wieder besonnen? Belle kam neulich zu Haus und erzählte, die Kinder hätten aus Versehen einen Stod in Großmutter ihr Auge gesteckt. Mir wurd ganz schlimm dabei — Ihr habt ja woll einen Doktor holen müssen?“

„Ja, ein bißchen anders war die Sache denn doch,“ sagte Kalle. „Ich hatt am Morgen, als ich Großmutter's Stube zurechtmachte, selbst ihren Spinnrocken wo anders hingestellt — und dann nachher vergaß ich, ihn wieder an seinen Platz zu stellen. Als sie sich bücken will und was von der Erde aufnehmen, stößt sie sich die Spindel in ihr Auge — sie is ja daran gewöhnt, daß jedes Ding genau an seinem Platz steht. Darum kommt mir eigentlich die Ehre zu.“ Er lachte über das ganze Gesicht.

Vasse wiegte müßigend den Kopf hin und her: „Und sie hat sich einigermaßen wieder besonnen?“

„Na, die Sache ging ganz schief — sie verlor die Sehkraft auf dem Auge.“

Vasse sah ihn mißbilligend an.

Kalle begriff sich, ganz erschreckt, wie es schien.

„Ich, was für Unsinn red ich da — sie verlor die Blindheit auf dem Auge, wollt ich sagen. Is das nu nich zu arg? Man sticht einem Menschen das Aug aus, und dann kann sie mit einemmal wieder sehen. Ich glaub, ich will darauf ausgehen, Blinde zu kurieren, denn das is ja die größte Kleinigkeit.“

„Was sagst Du — sie kann auf einmal wieder —? Ne, nu wird mir die Sache denn doch zu lustig; man soll auch nicht mit alles seinen Scherz treiben.“

„Ja, ja, Scherz beiseite, wie der Prophet sagte, als seine Frau ihn durchprügelte. Aber sie kann wirklich mit dem einen Aug sehen, Du!“

Vasse sah ihn eine Weile mißtrauisch an, ehe er sich ergab. „Das is ja wie'n Wunder!“ sagte er dann.

„Ja, daselbe hat der Doktor auch gesagt — die feine Spitze hätt wie so'ne Art Operation gewirkt. Aber es hätt ebensogut schlimm werden können. Ja, wir haben wahrhaftig dreimal den Doktor für sie gehabt — es konnt ja nich nützen, dabei zu knausern.“ Kalle stand da und versuchte, sich zu brüsten, er hatte die Daumen in die Westentaschen gesteckt.

„Das hat woll viel Geld gekostet, wie?“

„Das dacht ich ja auch, und ich war gerad nich vergnügt, als ich den Doktor fragte, wieviel es würd. Fünfundzwanzig Kronen, sagt er, und das klang nich anders, als wenn wir um ein Stück Schmalzbrot bitten. Wenn Herr Doktor so gut sein will und ein paar Tage warten, daß ich die Kuh ordentlich verkauft krieg, sagte ich. Was — sagte er und glogt mich über die Brille an, Sie woll'n doch woll nich die Kuh verkaufen, um mich zu bezahlen? Das dürfen Sie auf keinen Fall tun; ich kann warten, bis die Zeiten besser werden. Wir kommen doch leicht davon ab, wenn wir auch die Kuh verkaufen müssen, sagt ich. — Wieso? fragt er, während wir nach dem Wagen rausgehen — der Kassegaard-Bauer hat für mich gefahren. Da erzählt ich ihm dann, daß Marie und ich daran gedacht hätten, den ganzen Krempel zu verkaufen,

Damit Großmutter nach Kopenhagen rüber kommen könnt zum Operieren. Er sagte nichts dazu und kletterte auf den Wagen rauf und ich stand ja da und knöpft den Fußsack um ihn zu. Aber auf einmal packt er mich beim Kragen und sagt: Wissen Sie was, Sie kleiner obeiinger Kerl? (Kalle ahmte die „feine“ Sprache des Arztes nach.) Sie sind der beste Mensch, den ich getroffen habe, und Sie schulden mir keinen roten Heller! Uebrigens haben Sie die Operation ja selbst ausgeführt. Dann müßt ich wohl eigentlich noch Geld zukriegen, sagt ich. Da lacht er und schlug mich mit seiner Pelzmütze auf'n Schädel. — Ein Staatskerl, der Doktor — und verdammt tüchtig; sie sagen von ihm, er hätt bloß eine Art Medizin, wo er alle Arten Krankheiten mit kuriert.“

Sie sahen oben in der Kuhhirtenkammer auf der grünen Kiste, Lasse hatte einen Rest Brantwein hervorgeholt. „Trink, Bruder!“ sagte er ein Mal über das andere. „Da gehört was zu, wenn man in diesem Oktoberwetter die Feuchtigkeit draußen halten will.“

„Danke vielmals, Lasse — aber trink doch selbst! — Ne, was ich noch sagen wollt, Du sollst bloß Großmutter mal sehen, sie geht rum und beguckt alles mit ihr eines Aug; wenn es man bloß ein Knopf is, so starrt sie ihn an. So, das sieht so aus und das so? Sie hat ja vergessen, wie die Sachen aussehen. Und wenn sie ein Stück Dings angesehen hat, dann befühlt sie es hinterher — denn sie muß wissen, was das is, sagt sie, weiß Gott! Uns wollt sie die ersten Tage gar nich kennen; wenn sie uns nich sprechen oder gehen hört, dann glaubt sie, wir wären fremde Menschen — wenn sie uns auch mit ihre eigenen Augen sah.“

„Und die Kinder?“ fragte Lasse.

„Ja, Anna ihre, die is ja dick und fett, aber unsere eigene, die is so, als wenn sie stehen bleibt. Das bleibt doch 'n wahres Wort, daß man die jungen Säue zum Züchten nehmen soll. Aber das hätt ich ja beinahe vergessen —“ Kalle holte seinen Geldbeutel heraus: „Ja, eh ich es vergeß, da sind die zehn Kronen, die Du mir für das Wochenbetten geliehen hast.“

Lasse machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Daß das man, Bruder, es wird Dir woll sowieso schwer genug, durchzukommen. Wieviele Minder seid Ihr denn jetzt eigentlich? So ein vierzehn, fünfzehn Stück?“

„Ja, aber zwei davon werden von ihren Müttern gesaugt, so wie die Küden der Pfarrersfrau, das is also die reine Ersparnis. Und wenn Not an Mann is, denn kaun ich mir auch woll noch 'n paar Schillinge aus der Nas schnauben!“ Er schnäuzte sich mit einer schnellen Bewegung und streckte die Hand aus — es lag ein zusammengefalteter Zehnkronenschein darin.

Lasse lachte über das Kunststück, wollte aber nichts von dem Gelde wissen. Eine Weile standen sie da und steckten sich gegenseitig das Papiergeld zu. „Na ja, ja.“ sagte Kalle schließlich und behielt den Schein. „Denn bedankt ich mich auch vielmals. — Und denn Njöh, Bruder! Nu muß ich zu Haus.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ansiedler-Geschichten aus Nordland.

6)

Von Andreas Haukland.

### Renntier.

Eines Tages im Laufe des Winters waren Orm und Brynjulb oben auf dem Gebirge und sahen nach ihren Schneehuhnsfallen. Zwischen den kleinen Gebüschchen von Felsbürtle standen lange Zäune aus Zweigen, die dicht nebeneinander in den Schnee gesteckt worden waren. In kurzen Zwischenräumen waren verschiedene Oeffnungen im Zaun angebracht worden, so groß, daß ein Vogel hindurchschlüpfen konnte. Aber in jeder dieser Oeffnungen hing eine aus Pferdehaaren gewundene Lauffschlinge.

Als die beiden Brüder auf ihren Schneeschuhen von Halle zu Halle glitten, flatterten die Vögel auf, sanken aber sofort zusammen, während sich ihnen die Schlinge fest um den Hals schnürte. Seit sie sich gefangen fühlten, bis zu diesem Augenblick hatten sie ganz still dort im Schnee gelegen, ehe sie aufgeschauert wurden. Einzelne lagen indessen tot und steifgefroren da. Sie hatten zu gewalttame Anstrengungen gemacht, loszukommen, und waren sofort erwürgt worden.

Die Brüder nahmen Vogel für Vogel und steckten sie in den Kragen. Aber ehe sie bis ans Ende des Zaunes gekommen waren,

blieben sie stehen und lauschten. Ein seltsames kurzes und stoßweises Krachen schlug unablässig an ihr Ohr. Sie standen lange, sahen aber weiter nichts als das endlose Schneefeld. Und der knackende und knispfende Laut drang unablässig durch die kalte, klare Luft.

„Das sind Renntiere,“ sagte Brynjulb und blickte den Bruder an.

„Ja,“ sagte Orm und spannte sich den Kragen fester auf den Rücken.

Dann begannen sie dem Laut nachzugehen.

Als sie einen Gipfel erreichten, von dem die ganze Ebene offen vor ihren Augen lag, sahen sie, weit entfernt, eine Schar weißgrauer Tiere. So hell waren sie, daß sie sich kaum von dem weißen Schneefeld unterschieden. Aber sie bewegten sich, sie wanderten über die schlafende Hochebene.

In der Spitze gingen die großen Ochsen. Sie blieben stehen und wühlten mit den breiten Vorderhufen den Schnee auf, bis sie, in dem tiefen Schnee fast vollständig verborgen, beinahe auf dem Kopf standen. Aber hinter ihnen kamen die Kühe. Und da sie noch ihre Hörner hatten, so stießen sie die Ochsen in den Hintern oder klopfen sie auf den Rücken, bis sie aus den Löchern aufstiegen und weiter trabten. Dann stiegen die Rennfüße selbst hinab und knabberten und zupften das Moos ab, das frisch und saftig unter dem Schnee stand.

Nach Moos suchend, grabend und fressend, wanderte die Herde unruhig auf der Hochebene umher.

Das war das einzige Leben, das man hier sehen konnte. So weit das Auge reichte, lag die weiße Ebene. Und wo ihr äußerster Rand sich erhob und wie ein flimmerndes Laten vor dem müden Blick schwebte, da stieg eine Reihe von Gipfeln himmelan. So fern waren sie, daß sie Wolken glichen. Und die Sonne, die sank, umhüllte sie mit ihrem zarten Schimmer, daß sie durchsichtig als Jata Morgana am Rande der Ebene entlang zu streifen schienen.

Und darüber knisterte der kalte Himmel.

Orm und Brynjulb wandten sich zugleich um. Ihre Augen begegneten sich. Brynjulb lächelte. Er bekam zwei Grübchen in den Wangen. Seine blauen Augen waren voll offener Sanftmut. Orm verzog die Lippen. Einen Augenblick verzerrte sich sein Gesicht zur Grimasse in einem unwillkürlichen Zucken. Und seine Nasenflügel bewegten sich mit einem blasenden Laut.

Dann wandte er sich wieder von dem Bruder ab, blickte noch einmal in die Weite. Und warf dann seine Schneeschuhe um und begann heimwärts zu wandern. Mit gekrümmten Beinen, als sähe er auf den Schneeschuhen, lief er schneller und schneller, bis es war, als stöge er über den Schnee hin. Brynjulb blieb weit hinter ihm zurück.

Sie hielten nicht inne. Sie beschleunigten ständig ihre Fahrt, bis sie den Abhang erreichten, und stürzten dann, wie mit einem Schrei, zur Waldebene hinab.

Als Orm das Gehöft erreichte, stand Steinar draußen auf dem Hofplatz.

Orm wollte sprechen, konnte aber nicht gleich — er blieb einen Augenblick stehen und atmete hoch auf. Er fühlte den Fausthandschuh über das Gesicht und trocknete sich die nassen Augen. Die Luft hatte ihm wie ein Sturm in die Augen gepeitscht.

Dann sagte er, daß oben im Gebirge eine Herde Renntiere umherginge.

„Wo?“ sagte Steinar.

Und während er noch auf die Antwort wartete, blickte er zum Himmel über dem Abhang empor. Klar und hell leuchtete dieser zum Tal hinab, wo die Dämmerung aus dem Walde emporwuchs.

Orm antwortete. Er riß den Kragen vom Rücken und schleuderte ihn von sich:

„Auf dem Moor hinter Stortuvo gingen sie.“

„Torbjörg!“ rief Steinar ins Haus hinein.

Als keine Antwort kam, rief er lauter und ungeduldig:

„Torbjörg!“

Sie kam aus der Tür. Und als sie Steinars gespanntes und Orms aufgeregtes Gesicht sah, wurden ihre Glieder starr und das Gesicht schneeweiß.

„Wo ist Brynjulb?“ schrie sie ihnen beinahe zu.

In diesem Augenblick kam er auf den Hofplatz.

Sie atmete erleichtert auf.

„Was gibt es?“ sagte sie und wandte sich zu Steinar.

Er bat sie, etwas Wegzehrung zu besorgen. Aber schnell. Sie wollten ins Gebirge.

„Jetzt zur Nacht?“ sagte sie und blickte Brynjulb an.

Er stand und stützte sich auf den Skistab und atmete hoch auf.

„Ja,“ sagte Steinar kurz und entschieden und nickte mit dem Kopf.

Dann ging er und holte seine Schneeschuhe hervor. Nahm dann den Skistab und hob ihn empor. Es war ein drei Ellen langer Spieß, den er in der Hand hielt. Er ließ die Finger über die lange eiserne Spitze auf dem Stab gleiten und fühlte ob sie scharf sei, stieß dann den Stab in den Schnee, daß er neben den Schneeschuhen stand.

Er spannte den Gürtel fester um den Leib und fühlte nach dem Messer. Dann stand er still und wartete, bis sie mit der Wegzehrung kam.

Er steckte den Proviant auf die Brust unter seinen weiten Mantel und war fertig.

„Her er fortging, blickte er Brynjulb prüfend an.“

Der Knabe wurde ganz rot unter seinem Blid.  
Er scharrte mit den Schneeschuhen ein paar mal hin und her und sah zu Boden.

„Ich komme mit,“ sagte er, blickte auf und begegnete ruhig den Augen des Vaters. Und es lag Born und Bitte in seinen Worten.

Da gingen sie durch den Wald zum Abhang und schräg aufwärts ins Gebirge.

Hinter ihnen dunkelte der Wald immer mehr, daß sogar die offenen Plätze von Finsternis überwuchert wurden. Wie ein mächtiges Stahlschild lag das bereiste Wasser in weiter Ferne und wurde schwärzer und schwärzer.

Die Nacht bedeckte sie völlig, als sie das Gebirge erreichten. Blau leuchtete die Hochebene. Der Himmel hing über ihnen wie ein Lichtnebel, überrieselt von Sternen. Es war, als ob jeder Stern vor Licht dampfte. Und der Lichtdampf jedes Sternes ging in den Lichtdampf anderer Sterne über, daß nichts weiter über der Hochebene war als der lichtdampfende Nebel, in dem die Sterne glühten.

Sie glitten eilig über die Ebene. Und es war, als ob der Schnee unter den Schneeschuhen schäumte, als gingen sie in einem Meerleuchten, das um sie herum aufküsterte.

Sie gingen in einem großen Vogen, daß sie die Tiere von rückwärts erreichten, die sich hingelagert hatten und im Schnee kaum sichtbar waren.

Aber als sie die Herde zwischen sich und das Tal hatten, trennten sie sich. Weit voneinander entfernt, steuerten sie gerade auf das Moor zu, wo die Tiere lagerten. Und sie schrien laut und wild, daß die Herde aufstürzte und davonrauste. Die Luft wurde vom Klang ihrer Hufe erfüllt, als wäre es die Hochebene selbst, die unter der Kälte krachte.

Die ganze Nacht hindurch jagten sie. Als die Sterne zu verblasen begannen, und der Lichtnebel über ihnen schwand, wie Dampf, der sich zerstreut, und der erste Tagesdämmer die fernem Gipfel umleuchtete, da waren die Rentiere in ein Tal mit steilgraden Wänden hineingetrieben. Und sie jagten sie immerwährend durch das Tal. Und nun schrien sie wie Besessene, denn nun sollten die Tiere erschreckt werden, daß die Besinnungslosen hinaustaumelten auf die Klippe, in die das Tal endigte.

Es rührte sich ein schwacher Wind. Er kam mit dem grauenen Tage. Und er wuchs und wuchs, während der Tag vorwärts schritt. Der Schnee begann über dem Tal zu wehen, und er wurde dichter und dichter, bis das Tal ganz dunkel und von wehendem Schnee angefüllt war.

Sie sahen einander nicht mehr. Sie hörten nur, jeder einzeln, wie sie selbst und die beiden Kameraden in der Dunkelheit brüllten. Dumpf und unheimlich mischte sich das Gebrüll mit dem Kreischen des Sturmes über dem Gebirge.

Endlich hielt Steinar inne und stand ganz still und schwieg und lauschte. Jeder Laut in seiner Nähe war erstorben.

Da schrie er laut und schmetternd:

„Orm! Geh nicht weiter! Geh nicht weiter!“ schrie er mit aller Kraft. Und er fuhr fort, zitternd vor Angst in die Luft hinauszuschreien:

„Orm! Orm! komm hierher!“

„Bist Du dicht neben sich eine Antwort vernahm.“

„Bist Du es, Orm?“ fragte er.

„Ja.“

„Brynjub!“ rief er dann und stand und hielt den Atem an und lauschte.

„Ja.“

„Wir zwei Schatten glitten die beiden Söhne zu ihm hin.“

„Wir müssen hier bleiben,“ sagte er.

„Wir sind an dem Rande der Rabnallippe.“

Er legte sich nieder und Orm und Brynjub krochen dicht neben ihn. Sie mußten plötzlich zittern, alle beide, daß ihnen die Zähne klapperten. Sie lagen und sahen in Gedanken die ganze Herde diese hundert Ellen unter sich in einem Haufen liegen. Sie legten sich dicht zusammen, um warm zu bleiben. Sie mußten, sie mußten hier bleiben, bis der Sturm nachließ. Dann galt es vom Gebirge hinabzukommen. Und dann die getötenen Tiere durch das Steingeröll hinab- und heimzuschleppen.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Theaterzettel und seiner Geschichte.

Von Dr. Paul Landau.

Theaterzettel, die wir alle so oft achtlos in den Händen halten und nach dem Ende des Stückes in einen Winkel flattern lassen, sind nur scheinbar so wertlos, allein dem Augenblick dienende Papiere; sie haben in Wirklichkeit ihre wichtige Bedeutung als historische Dokumente und sind nicht selten die einzigen bleibenden Zeugen, die man von städtig verrichteten Theaterabenden bewahren kann. Als Heinrich Laube die Direktion des Burgtheaters übernahm, sorgte er zunächst für eine systematische Sammlung und Erhaltung der Theaterzettel, die heute wohl die wichtigste Quelle für die Geschichte der Burg sind. Seitdem hat die theater-

geschichtliche Forschung angefangen, sich mit diesen zum Teil schon arg vergilbten, zerlitterten und zerrissenen Blättern wissenschaftlich zu beschäftigen. In der vorjährigen Theaterausstellung waren gerade auf diesem Gebiete lehrreiche und anschauliche Sammlungen zu sehen. Karl Hagemann und Gottlieb Weisstein haben die ehrwürdigsten und ältesten unter ihnen zu uns sprechen lassen, und so erzählen diese Zettel uns denn von frommen, zu Ehren Gottes veranstalteten Aufführungen, prahlen in markt-schreierischer Anpreisung von nie dagewesenen Wundern, registrieren in lakonischer Schlichtheit die Großtaten der Bühnen- und Schauspielkunst. Wenn man den Theaterzettel das „Menu der Bühne“ genannt hat, so gleicht er auch darn dem Küchenzettel, daß sich der Kenner aus ihm, wie der Feinschmecker aus dem Menu, alle Herrlichkeiten und Wunder der Vergangenheit mit etwas Phantasie wieder vor die Seele rufen kann.

Die klassische Bühne der Griechen und Römer kannte noch keine Theaterzettel. Doch wurde durch den Prolog, den die jüngeren Komödiendichter einführten, das wichtigste von dem, was uns heute der Zettel erzählt, mitgeteilt: Titel und ungefährer Inhalt des Stückes, die Namen der auftretenden Personen. Eigentliche Theaterankündigungen sind wohl erst zu Anfang der römischen Kaiserzeit aufgefunden. Der glückliche Zufall, der in Pompeji eine Stadt des ersten christlichen Jahrhunderts in unsere Gegenwart hinführte, hat uns auch solch ein Programm erhalten, zwar nicht von einem Schauspieler, aber doch von einer Gladiatorenvorstellung, die ganz so wie die theatralischen Aufführungen angezeigt wurde. Auf einer jener gewöhnlichen Wände, auf denen Bekanntmachungen aller Art mit schwarzer Farbe angebracht wurden, am Hause der Eumachia in Pompeji ist zu lesen: „Des Aedilis Suetius Tertius Gladiatorenfamilie wird in Pompeji am 1. Juni kämpfen. Auch eine Tierhege findet statt. Ein Zeltdach ist vorhanden.“ Andere Ankündigungen haben den Zusatz: „Wenn das Wetter es erlaubt“; auch wird erwähnt, daß wegen der Hitze während der Vorstellungen mit Wasser gesprengt werden würde. Sogar schon Anschlagzettel haben die Römer der Kaiserzeit gehabt, denn vielfach wird gemeldet, daß Programme theatralischer und jüdischer Spiele an einer Säule oder einem Pfeiler angeheftet werden. Das Publikum erfuhr also an weithin und allgemein sichtbarer Stelle von den Genüssen für Auge und Ohr, die ihm für einen der nächsten Tage bevorstünden.

Als sich im Mittelalter allmählich die großen Mysterienspiele herausbildeten und mit ihnen die Entwicklung einer neuen modernen Theaterkunst ansetzte, wie einst die antike mit den Dionysien, da brauchte zunächst niemand an eine Bekanntmachung zu denken. Standen doch die Spielzeiten in dem Kreislauf des kirchlichen Festjahres von vornherein fest, waren doch Bürger und Behörden in ihrer Gesamtheit an diesen allgemeinen großen Veranstaltungen beteiligt, so daß es wirklich Etwas noch Arden tragen hieß, hätte man Titel und Zeit des Spiels noch besonders bekannt gemacht! Da zudem Theater und Geschäft streng getrennt waren, lag jeder Bedanke an Neffame fern. Aber die Verhältnisse wurden doch langsam komplizierter, die Zahl der darzustellenden Stücke wuchs, eine Auswahl mußte getroffen, in den größeren Städten die Bürgerchaft von den Einzelheiten der Ausführung benachrichtigt werden. Die älteste derartige Urkunde, die Hagemann in seiner Geschichte des Theaterzettels mitteilt, ist eine in niederdeutscher Sprache geschriebene Ankündigung eines Hamburger Passionsspiels, die hochdeutsch etwa also lautet: „Gott dem Allmächtigen zum Lobe, dem Leiden unseres Jesu Christi zu Würde und Ehre! Die Herzen der Menschheit zur inneren Einkehr zu wenden, um der ewigen Seligkeit willen sind die würdigen Herren Delane und das Kapitel und der ehrfame Rat dieser Stadt übereingekommen, daß man in der folgenden stillen Woche das Leiden des Herrn spielen soll. Und da man mit Geziemendem und gebühlichem Anstand dafür sorgen muß, daß die Veranstalter des Spiels dieses mit frommer Leute Hilfe und milder Handreichung ausrichten, so hat der ehrfame Rat beschloffen, nach Aufforderung des Kapitels, so daß beide vollkommen einig geworden sind, daß man dazu die Bürger und Bewohner bitten soll, geistliche und weltliche Personen, daß jeder nach seiner Möglichkeit mit gunwilliger Handreichung, Förderung und gutem Willen beweise, daß das Werk zum Besten der Seelen Seligkeit ausgerüstet werden möge. Die Herren des Kapitels und des Rats werden dafür Sorge tragen, daß das Geld, das zu dem Spiel gegeben wird, für nichts anderes verwendet werde.“ Als Spielzeit wird dann Montag und Dienstag um 12 Uhr nach dem Gottesdienst angegeben. Diese Ankündigung, die wahrscheinlich aus dem Jahre 1486 stammt, hat noch ganz die Tonart eines obrigkeitlichen Erlasses. Als der älteste richtige Theaterzettel kann erst ein für eine Mostoder Aufführung 1520, in prächtigen Lettern gedrucktes Blatt gelten, das, aus dem Niederdeutschen übersezt, folgendermaßen beginnt: „Durch Gunst und Erlaubnis beider, geistlicher und weltlicher Obrigkeit dieser Stadt Mostod wird man hier, so Gott will, am kommenden Sonntag als dem Tage Mariae zu der Ehre Gottes ein schönes inniges und merkwürdiges Spiel anrichten vom Stand der Welt und den sieben Altern der Menschen, wodurch in sieben Artzeln die Leiden Christi auf sieben Tageszeiten dargestellt wird.“ Es folgt eine kurze Empfehlung des hohen moralischen Wertes der Aufführung. Wer sodann das zu sehen bezieht, der möge nach dem Mittelmarkt kommen, da wird man um 12 anfangen.“

Daß in diesen und ähnlichen Ankündigungen die Namen des Dichters und der Schauspieler mit keinem Wort erwähnt werden,

darf nicht Wunder nehmen; hat man sich doch zur Nennung der Darsteller und des Verfassers erst im 18. Jahrhundert entschlossen. In Paris erregte es im Jahre 1789 ungeheures Aufsehen, als der Dichter der erfolgreichen Tragödie „Pyramus und Thisbe“, Théophile, sich auf dem Zettel nannte und damit ein rask nachgeahmtes Beispiel gab. Wichtiger war es für das Verständnis des mittelalterlichen Zuschauers, daß er erfuhr, in was für Rollen die Schauspieler erschienen. Dies geschah entweder, indem der Prolog die einzelnen Personen vorstellte, oder auch, indem jeder Auftretende sich selbst mit seinem Namen einführte, wie dies besonders im Fastnachtspiel üblich war. Bei manchen Passionspielen hatten die Darsteller ihre Namen weithin sichtbar auf die Kopfbedeckung geschrieben, so zum Beispiel in Jersbt bei einem Spiel von 1507, oder sie trugen erklärende Zettel in der Hand, die an die Spruchbänder der gleichzeitigen Malerei erinnern. Im ganzen war das Ankündigungswesen bis tief ins 16. Jahrhundert hinein in Deutschland sehr primitiv. Das wurde erst anders, als zum ersten Male Berufschauspieler auftraten, die aufs Geschäft, aufs Geldverdienen angewiesen waren und sich daher auf Reklame gut verstanden: die englischen Komödianten. Der gedruckte Theaterzettel, der in England und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits allgemein üblich war, erschien ihnen zunächst im fremden Land nicht zugkräftig genug. Beim Schall von Trommeln und Trumpeten, in phantastischen Aufzügen kündeten sie ihre Vorstellungen an und machten sich durch marktshreierische Deklamationen bekannt. Eine hohe Obrigkeit mußte einschreiten und die geräuschvollen Umzüge wurden allenthalben verboten. Die Prinzipale der englischen Truppen empfahlen sich nun vielfach dadurch, daß sie erklärten, sie wollten „Iheim Trommel hören lassen, sondern nur bloß anschlagen“. „Es wird nur bloß im Anfang und Ende einer Comoedi die trommel gerüret undt durch angeschlagene Brieff wird dem Volk die Komödia kundt gethan.“ Der älteste dieser uns erhaltenen „Brieff“ stammt aus Nürnberg und ist etwa um 1630 anzulegen. „Zu wissen seh jedermann“, heißt es da, „daß alhier ankommen eine ganz neue Compagni Comoedianten, so niemals zuvor hier zu Lande gesehen, mit einem sehr lustigen Bidelhering, welche täglich agiren werden, schöne Comoedien, Tragödien, Pastorellen (Schäffereyen) und Historien, vermengt mit liebslichen und lustigen Interlubien, und zwar heut Mittwoch den 21. Aprilis werden sie präsentiren eine sehr lustige Comoedie genant: Die Liebes Süßigkeit verändert sich in Todes Bitterkeit. Nach der Comoedi soll präsentirt werden ein schön Ballet und lächerliches Possenspiel. Die Liebhaber solcher Schauspiele wollen sich Nachmittags glock 2 einstellen uffm Festschauß, allda umb eine bestimbt Zeit präcise soll angefangen werden.“

Ein solch immerhin einfacher Zettel konnte aber die pomphaften mündlichen Ankündigungen nicht ersetzen. Für die großen Haupt- und Staatsaktionen, die historischen und mythologischen, phantastisch zusammengestellten Szenen, die die englischen und die frühesten deutschen Schauspielerbanden aufführten, bedurfte das naive Publikum einer ausführlichen Inhaltsangabe, und die wurde nun in möglichst wirksamer Mischung von Schrecknissen und Wunderthaten der Anzeige des Stüdes angehängt. Die ekelhaften Angaben dieser Zettel, die dem damaligen Theaterfreunde die brennendste Begier nach dem Besuch der Vorstellung erweckten, geben ein Bild nicht nur von dem Inhalt der aufgeführten Werke, sondern auch von den Einzelheiten, die damals am besten gefielen, denn die fundigen Direktoren heben das hervor, was am meisten nach dem Geschmack des Publikums war. Noch die Reuberin, die Reformatorin der deutschen Schauspielkunst, hält an diesen Inhaltsangaben auf den Theaterzetteln fest und hebt z. B. bei dem „ruchlosen Leben und erschrecklichen Ende des weltbekanntesten Erz-Zauberers D. Johann Faust“ als besonders verlockend hervor: „Ein Raabe kommt aus der Luft und hohlet die Handschrift des D. Fausts. Hans Wurst geräth omgekehr über seines Herrn des D. Fausts Zauberz. Ein Bauer handelt dem D. Faust ein Pferd ab, und sobald er es reitet, verwandelt sich das Pferd in ein Wüdingen Heu. Hans Wurst will gern Geld haben, ihn zu vergünnen, läßt ihn Mephistopheles Geld regnen usw.“ Sehr beliebt ist auch die von Lessing verspottete Erfindung neuer, das Stück erklärender Titel, zum Beispiel „Romeo und Julia oder der unvermuthete Ausgang auf dem Kirchhofe“, „Carl XII, oder der Helben-Tod des Löwen aus Mitternacht Karls des XII, der Schweden, Gothen und Wenden König, welcher in denen Aprochen vor Fridrichshall 1708 durch einen Falconer-Schuß seinen heldenmüthigen Geist aufgegeben.“ Auch in der Zeit der klassischen Dichtung finden sich noch solche Reutausen: „Emilia Galotti oder der hintergangene Fürst“, „Minna von Barnhelm oder der Major mit dem steifen Arme“, „Clavigo oder das Leichenbegängnis“. Mancherlei interessante Bemerkungen auf den Theaterzetteln des 18. Jahrhunderts werfen ein Licht auf die damaligen Bühnenumstände. So liest man öfters die Erklärung: „Auf das Theater wird niemand, weder bei der Probe, noch während dem Schauspiel, mit oder ohne Geld gelassen.“ Die von Voltaire mit stürmischer Gewalt pathetisch geforderte Verbannung des Publikums von der Bühne suchen also die deutschen Direktoren durch Bekanntmachungen auf dem Theaterzettel durchzusetzen. Als Beginn des Stüdes wird zumeist 5 oder 6 Uhr angegeben, das Ende häufig gegen 9 Uhr. Nicht modern mutet es an, wenn es auf einem Theaterzettel des Krüggeischen Liebhaber-Theaters heißt: „Diejenigen Damen, welche dem Publiko die kleine Gefälligkeit etwa bisher noch nicht erwiesen haben, in

dem Schauspielhause mit niedrigerem Kopfsuß als gewöhnlich zu erscheinen, werden nochmals inständig gebeten, doch dem gemeinsamen Vergnügen dies unbedeutende Opfer zu bringen.“

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhält der Theaterzettel allmählich das Aussehen, das er noch heute besitzt. Bei der Truppe des bekannten Direktors Abel Seyler werden zuerst die Namen der Schauspieler auf den Zetteln genannt. Die männlichen Akteure erhalten das „Herr“, die weiblichen das „Madame“ und „Mademoiselle“, das sich noch bis tief ins 19. Jahrhundert bewahrt. Auf den Weimarer Zetteln der Goethe'schen Direktion stehen einfach die Namen der Schauspieler ohne jede Bezeichnung. Die Autoren werden nun ebenfalls regelmäßig genannt, wobei sie ihren Titel „Magister Lessing“ oder das „Herr“, „Herr Goethe“ empfangen. Aber auch diese letzte Steifheit ist schon auf den Weimarer Zetteln verschwunden, die in einfacher Würde und schlichter Sachlichkeit das Vorbild des heutigen Theaterzettels bilden.

## Kleines feuilleton.

### Physikalisches.

Das Rätsel des Magnetismus gelöst? Es ist schon oft herbergehoben worden, daß durch die Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik und Chemie während der letzten 15 Jahre, also ungefähr seit der Geburt der Röntgenstrahlen, die gesamten Grundforschungen der Naturwissenschaft in einer Umwandlung begriffen sind. Insbesondere haben die verblüffenden Eigenschaften des Radium dazu beigetragen, die alten Vorstellungen von der sogenannten Konstanz der Elemente, von ihrem Aufbau aus Atomen und schließlich auch von dem Wesen der beiden Urbegriffe Kraft und Stoff umzustürzen. Nach der jetzt am meisten angenommenen Theorie würde der Grundbestandteil aller Dinge in winzigen Teilchen bestehen, die sich nur als Einheiten der beiden Elektrizitäten darstellen und die Eigenschaften von Kraft und Stoff in sich vereinigen. Sie werden als Elektronen bezeichnet, und zwar als solche positiver und negativer Natur. Wenn diese neue Lehre auch nur ein Taften nach einer vielleicht in ihren letzten Zielen unerreichbaren Erkenntnis ist, so bedeutet sie doch einen Fortschritt, da sie eben einer Erweiterung unseres Wissens von der Natur gerecht zu werden sucht. Eine vielleicht ganz erklärliche und notwendige Folge dieser Theorie sind die jetzt von dem Physiker Pierre Weiss in einem Vortrag vor der Pariser Akademie der Wissenschaften entwickelten Anschauungen über das Wesen des Magnetismus. Er nimmt nämlich an, daß in jedem magnetischen Körper ein besonderes Etwas vorhanden sei, das er Magneton nennt und als einen Bestandteil bezeichnet, der in der ganzen Natur verbreitet sei. Insbesondere sei es in den Atomen des Eisens, des Nickels, des Kobalts, des Kupfers, des Mangans und des Uranium enthalten; außerdem wahrscheinlich auch noch in anderen Elementen und namentlich in den sogenannten seltenen Erden. Diese Lehre unterscheidet sich von dem alten Glauben an ein magnetisches Fluidum eben dadurch, daß auch hier das Bestreben erkennbar wird, eine Naturkraft auf stoffliche Weise zu erklären, und das Magneton würde ebenso als Grundelement des Magnetismus zu betrachten sein wie das Elektron als solches der Elektrizität.

### Psychologisches.

Die Erforschung des Mathematikers. So lange man psychologische Studien auf einer mehr wissenschaftlichen Grundlage betrieben hat, ist die Erforschung des Genies eines ihrer besonderen Ziele gewesen. Gewöhnlich aber hat man sich darauf beschränkt, das Genie bereits verbordener Personen, wie es sich in ihren Werken und in anderen Ueberlieferungen offenbart, geistig zu sezieren, wahrscheinlich wohl deshalb, weil die Genialität eines Menschen zu seinen Lebzeiten oft wenig gewürdigt wird und nicht klar genug beurteilt werden kann. Der bekannte französische Arzt und Psychologe Dr. Toulouse hat jetzt einmal einen derartigen Versuch am lebenden Objekt oder vielmehr Subjekt unternommen, indem er eine wissenschaftliche Betrachtung über das Geistesleben des Mathematikers Henri Poincaré angestellt und in der „Revue der Ideen“ veröffentlicht hat. Da Poincaré nicht nur als vielleicht der erste lebende Vertreter seines Faches, sondern auch als ein höchst origineller Mann bekannt ist, der übrigens auch über das Gebiet der Mathematik hinaus manchen wichtigen wissenschaftlichen Gedanken veröffentlicht hat, so bietet er in der Tat eine treffliche Angriffsfläche für einen Psychologen. Berühmt ist Poincaré auch wegen seiner Zerstreuung, die bereits einen ganzen Anekdotenschatz hervorgerufen hat. Diese ist auch dem Psychologen selbstverständlich nicht entgangen, und er vergleicht sie mit ähnlichen Anlagen anderer Genies, die selbst die alltäglichsten Dinge vergessen, wenn sie einem Problem nachhängen. Als das merkwürdigste aber erscheint dem Psychologen der Umstand, daß die Entdeckungen von Poincaré nicht als das Ergebnis einer besonders konzentrierten geistigen Anstrengung, sondern mehr durch einen plötzlichen Einfall entstanden sind, und zwar häufig zu einer Zeit, als seine Gedanken in einer ganz anderen Richtung abschweiften. Daß auch solche Gelehrten, insbesondere auf dem Gebiet der Mathematik mehr durch die Idee als durch die strenge Folge logischer Ueberlegung gelenkt werden, ist aber gewiß eine beachtenswerte Erkenntnis.